



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichte

Schriften zur Literaturgeschichte. Eine Anzahl anregender und zum Teil neues Material verarbeitender Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte sind in der letzten Zeit auf dem Büchermarkt erschienen. Beginnen wir in chronologischer Reihenfolge:

„**Die Liebe im Liebe des deutschen Mittelalters**“, so lautet der Untertitel des Büchleins, in dem Bruinier seine Anschauung über den „**Minnefang**“ zum Vortrag bringt (Aus Natur und Geisteswelt. 404. Bändchen. Leipzig und Berlin 1913, V. G. Teubner. 3 Bl., 130 S. 8°. Preis 1,25 M.). Seine Anschauung — denn nicht jeder wird seiner pessimistischen Ansicht beistimmen, die in den Schlußworten gipfelt: „Man kann gewiß nicht sagen, daß der deutsche Geist im Mittelalter dem unerschöpflich reichen Liebesstoffe gegenüber sich gewachsen gezeigt habe. Man darf sich wundern, daß er ihm nicht mehr und nicht Tieferes abgewonnen hat als das, wovon die vorhergehenden Blätter eine Vorstellung zu vermitteln suchen.“ Das ist meines Erachtens eine nicht richtige Formulierung; wollte Bruinier zeigen, wie der „deutsche Geist“ in poetischer Form das Thema der Liebe zu bewältigen sucht, so hätte er unbedingt die mittelhochdeutsche Epik mit heranziehen müssen. Aber das lag nicht in dem Thema, das er sich gesetzt hatte; er wollte nur die Lyrik behandeln, und dann ist eben diese These, in

die seine Schrift endet, in ihrer Verallgemeinerung nicht haltbar. Aber auch über die Lyrik urteilt für mein Empfinden Bruinier zu hart und stellt sich zu sehr auf den Standpunkt des modernen Menschen, der natürlich jetzt nach 700 bis 800 Jahren andere Ansprüche an ein Liebeslied stellt als die Menschen des 12. und 13. Jahrhunderts. Kann ich so in der Grundanschauung nicht mit Bruinier übereinstimmen — für mich gibt es nichts Reizvolleres und Genußreichereres, als mich in Vogts schöne neue Ausgabe von „Des Minnefangs Frühling“ zu versenken —, so ist sonst seine Schrift alles Lobes würdig und bietet eine gründliche, auf den neuesten Arbeiten (vgl. z. B. das erste Kapitel über das „winileod“) fußende Einführung in das Problem. Besonders ansprechend ist Heinrich von Morungen behandelt, für den der Verfasser eine gewisse Vorliebe hat, und wo er auch wissenschaftlich Neues bietet; ihm gegenüber kommt mir Walther von der Vogelweide mit seinen naturfrischen, anmutigen und schalkhaften, aber auch verhaltene Leidenschaftlichkeit atmenden Minneliedern etwas zu kurz. Neithart von Neuental und seine Schule beschließen den Ueberblick, in den reichliche Proben im Urtext, glücklicherweise nicht in einer der jetzt leider so beliebten Uebersetzungen, eingeflochten sind.

Mit dem Mittelalter beginnt auch Leo Sternberg seine Schrift „**Die Nassauische Literatur**“. Eine Darstellung ihres gegenwärtigen Standes auf der Grundlage des

älteren Schrifttums.“ (Wiesbaden 1913, Heinrich Staadt. 93 S. 80.) Bevor Sternberg sich an sein Beginnen wagte, hätte er über die methodische Schwierigkeit einer Stammes-Literaturgeschichte sich klar werden sollen und dabei gut getan, das wegweisende Werk von Josef Nadler, „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ (vergleiche meine Besprechung des Buches in Heft 12 des Jahrgangs 1913 der „Grenzboten“) zu Rate zu ziehen. Aber er hat keine Ahnung von den Problemen, die dabei in Betracht kommen; mit vornehmer Gebärde lehnt er es ab, sich in eine Untersuchung einzulassen, „inwieweit jene Einflüsse (der nassauischen Landschaft und Kultur) die Gestalt der literarischen Erzeugnisse tatsächlich bestimmt haben“; das sei Sache der Einzelforschung. Also gerade das, was man von einer landschaftlichen Literaturgeschichte verlangt, unterläßt der Verfasser. Mit derselben Ahnungslosigkeit tritt Sternberg nun an sein Thema heran; er scheint es auch der Einzelforschung überlassen zu wollen, diesen Wust und dieses Durcheinander von Namen und Schriftwerken zu sichten, das er als Nassauisches geistiges Leben im Mittelalter aufzählt. Nicht besser sind die folgenden Abschnitte, die sich mit dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigen. Dann kommt Sternberg an sein Hauptthema, die Gegenwart, und hier wird wahllos jeder Poet und Schriftsteller verzeichnet, der zufällig im Nassauischen, besonders in Wiesbaden, gelebt hat oder lebt. Gegen Schluß der Schrift bemerkt der Verfasser, daß „das ganze geistige Leben Nassaus am Dilettantismus förmlich krankt;“ er selbst hat den besten Beweis dafür geliefert!

Von der Reformation bis zum 19. Jahrhundert führt uns eine wertvolle Sammlung von Aufsätzen, die dankbare Schüler ihrem verehrten Lehrer gewidmet haben: **Studien zur Literaturgeschichte, Albert Köster zum 7. November 1912 überreicht.** (Leipzig 1912, Insel-Verlag. 264 S. 80.) In interessanten und überzeugenden Ausführungen weist **Afred Göte** nach, daß von einem „Untergang des Volksliedes“, wie er seit Jahrhunderten beklagt worden ist, keine Rede sein kann. **Paul Werker** bespricht in

einem methodisch wichtigen, gehaltvollen Aufsatz „den Verfasser des anonymen Reformationsdialogs: Cyn Wegsprech gen Regensburg zu ynß Concilium“ und kommt zu dem sicheren Schlusse, daß er dem Reformator von St. Gallen Joachim Badian angehöre, und damit noch fünf andere Prosaflugschriften, die in enger Verwandtschaft mit der erwähnten stehen. Über einen deutschen Späthumanisten, **Maternus Steyndorffer**, handelt kurz **Hans Kleinhiit**, und **Carl Kauffuß-Diesch** verfolgt die dramatische Behandlung der italienischen Novelle **Bandellos „Zimbreo und Fencia“** durch das 17. Jahrhundert. Ebenfalls mit der Theatergeschichte beschäftigt sich **Conrad Höfer**, der einen wichtigen Aufsatz „Vom ältesten Weimari-schen Hoftheater. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte von Carl Theophilus Doebbelin“ beige-steuert hat; er enthüllt uns die Kämpfe, die ein Prinzipal des 18. Jahrhunderts mit Hof, Magistrat und intriganten eigenen Truppenangehörigen zu führen hatte. Kurzweilig und amöblich liest sich die Geschichte des Streites zwischen Haller und Lametrie, für die **Ernst Bergmann** neues Material verarbeitet hat; es ist ein Kampf zwischen strupellosem, aber espritvollem gallischem Witz und schwerfälliger deutscher Gelehrsamkeit, in welchem letztere nicht gerade zu ihrem Vorteil abschneidet. Einen traurigen Blick in die geistigen Bedürfnisse des deutschen Mittelstandes einer Residenzstadt im Zeitalter der Aufklärung gewährt uns **Walther Hoffmaetter**, wenn er aufschlußreich und belehrend „Die literarische Bedeutung der Dresdner Zeitschriften im achtzehnten Jahrhundert“ behandelt; die literarische Ausbeute ist gering, und die breiten Massen des sächsischen Publikums waren mit sehr minderwertiger geistiger Kost im allgemeinen zufrieden. Scharfsinnig untersucht **Robert Niemann** die Frage nach „Kassierten Kapiteln“ des Urmeisters und macht u. a. recht einleuchtend, daß die von Goethe in das „Jahrmartinsfest zu Plundersweilern“ eingearbeitete parodistische Alexandriner-Tragödie eine Parodie seiner selbst ist, eine Parodie der in Leipzig einst entstandenen „Königlichen Einsiedlerin“, von welcher Proben im „Urmeister“ mitgeteilt sind, und welche dem berühmten Autodase vom Herbst 1767 entgangen war. **Julius Peterfen** erörtert sorg-

jam die Quelle, aus der Schiller die Schilderung der „Minneburg“ in dem zweiten Akte der „Maria Stuart“ schöpfte, und kommt nach reicher Übersicht über die Verwendung des Stoffes seit dem Mittelalter zu dem Schluß, daß John Nichols in seiner Sammlung „The progresses and public processions of Queen Elizabeth“ (London 1788) eine zeitgenössische Schilderung eines gleichen Elisabethanischen Festes neudruckte, die dem Dichter wohl durch Mr. Gore zugänglich wurde und ihm die ziemlich genau benutzten Unterlagen für seine Schilderung lieferte. „Madzivils Privataufführungen von Goethes ‚Faust‘ in Berlin“ bespricht eingehend, unter Zuhilfenahme zeitgenössischer Illustrationen, Franz Albrich. Werner Deetsen hat zwei Paralipomena zu Jean Pauls Altersroman „Der Komet“ entdeckt und teilt sie in sorgsamem Abdruck mit*); Deetsen macht darauf aufmerksam, daß durch diesen wichtigen Fund der Zusammenhang zwischen Jean Paul und dem schwäbischen Dichter Friedrich Theodor Wischer enger als zuvor geworden ist, denn ohne Zweifel hat das eine Fragment dem Helden des Romans „Auch Einer“ Züge geliehen. Den „romantischen Geniebegriff“ sucht Friedrich Schulze rasch zu skizzieren, Elise Niemann gibt eine feinsinnige und fördernde Untersuchung von „Theodor Storms Bemerkungen zur Theorie der Novelle“ und verbindet mit den theoretischen Erörterungen des Dichters die Entwicklung seiner Novellistik, und als abschließenden Aufsatz behandelt Reinhard Buchwald „Praktische Grundlagen und Ziele der Literaturwissenschaft“; kann ich mich auch mit manchen seiner Ausführungen (besonders über die „Grundlagen“) nicht ganz einverstanden erklären, so werden sie doch jeden fördern, welcher bei der Beschäftigung mit Einzelheiten nicht den Blick für das Ganze der Wissenschaft verloren hat. Alle in dem stattlichen, vornehm gedruckten Bande vereinigten Arbeiten legen ein schönes Zeugnis

* Einige kleine Emendationen zu dem verderbten Texte seien hier gestattet: S. 226, Z. 139 statt des sinnlosen „Wasserreise“ ist wohl zu lesen „Was erweise“ oder ähnlich; Z. 160 muß es statt „namentlich“ unbedingt „nämlich“ lauten.

ab für die Schulung, die im Leipziger literarhistorischen Seminar ihre Verfasser empfangen haben, und werden die Wissenschaft noch lange Zeit beschäftigen.

„Das Leben Friedrich von Matthiffons“, des einstmaligen lyrischen Modedichters um die Wende der beiden vorigen Jahrhunderte, hat Alois Heers in einer gut ausgestatteten Schrift (Leipzig 1913, Xenien-Verlag. 127 S. 8°) dargestellt. Das Biographische tritt in den Vordergrund, die literarhistorischen Probleme sind kaum gestreift*) und, wenn der Verfasser auf sie eingeht, recht ungenügend behandelt. Wo Heers große Zusammenhänge und Überblicke geben will, wird er oberflächlich und arbeitet mit Schlagworten und leeren Phrasen, ohne in das Wesen der Dinge einzudringen; auch mancherlei tatsächliche Irrtümer laufen mit unter. Zu loben ist der Abschnitt über Schillers Rezension; hier bringt Heers neue und förderliche Gedanken, die für die Erkenntnis von Schillers kritischer Arbeitsweise mit Erfolg verwendet werden können. Den Mangel einer Disposition ersetzt das gute und zuverlässige Register.

Wichtig wegen der Beibringung und Verarbeitung neuen Materials ist die Schrift von Paul Heidelberg über den Stammsitz der Familie von der Malsburg = Escheberg bei Rassel und seine Gäste: „Deutsche Dichter und Künstler in Escheberg und Beziehungen der Familie von der Malsburg = Escheberg zu den Familien Tieck und Geibel“ (Mit 34 Abbildungen. Marburg 1913, N. G. Elwert. IX, 244 S. 8°). Ein Hauch von der Gastfreierheit und Ritterlichkeit des Schloßherrn weht uns aus den Blättern des anmutig und liebenswürdig geschriebenen Buches entgegen, und vorzügliche Abbildungen des reizvoll und romantisch gelegenen Schlosses verstärken den sympathischen Eindruck, den man aus der Lektüre empfängt. Aus eigenen und fremden Briefen wie aus Abbildungen der

*) Diese sind weit besser behandelt in der wertvollen Schrift von Walter Krebs, Friedrich Matthiffon (1761 bis 1831), ein Beitrag zur Geistes- und Literaturgeschichte des ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts. (Berlin 1912, Mayer u. Müller. 197 S. 8°)

Zeitgenossen gestaltet sich das Bild des frühverstorbenen Spätromantikers und Übersetzers Ernst Otto von der Malsburg. In seinem Geist führte der Bruder Karl von der Malsburg, der als Husarenoffizier im Dienste Napoleons einst den Feldzug gegen Rußland glücklich überstanden hatte und von den Jugenderinnerungen an König Jérômes prächtigen Kaffeler Hof Zeit seines Lebens zehrte, früh verwitwet die Wirtschaft auf Schloß und Gut Escheberg weiter und sah zahlreiche Künstler und Literaten als freigelegter Mäcen in seinen Mauern um sich. Die Postenstube unter dem Dache des Herrenhauses beherbergte Dichter wie Emanuel Geibel und Friedrich Bodenstedt, Musiker wie Heinrich Marschner oder Schauspieler wie Ludwig Gabillon, und eine auserlesene, die Schätze der gesamten Weltliteratur in schönen Einbänden vereinigende Bibliothek sesselte auch die Forscher und Gelehrten. Besonders wichtig sind die Nachrichten über Emanuel Geibels Aufenthalt, die aus dem ergiebigen Familienarchiv Heidelberg uns besichert. Seine zarte, innige Liebe zu der Tochter des Hauses Henriette wird durch manche Briefe des Dichters willkommen erläutert, und für die Chronologie einiger Gedichte ergeben sich bestimmte Anhaltspunkte. In diesem Kapitel erblicke ich den wissenschaftlichen Hauptwert des Buches. Doch vor allem wohl außerhalb der Zunftkreise dürfte es seine Leser finden, da auch der Humor in der Gestalt des teutonisch = riesenhaften Bildhauers Müller, des „Mr-Müllers“, zu seinem Rechte kommt. Ein von künstlerischem und wissenschaftlichem Hauche durchwehter Landedelfig, wie es ihn heute leider scheinbar nicht mehr gibt!

In einem reizenden Bande sind die „**Erzählungen und Märchen**“ von **Eduard Mörike** erschienen (München 1913, Martin Mörike. 267 Seiten 4^o. Preis 3 M.). Wir finden hier vereinigt das Bersmärchen „**Vom sicheren Mann**“, die beiden Novellen „**Der Schatz**“ und „**Mozart auf der Reise nach Prag**“, sowie die drei Märchen „**Der Bauer und sein Sohn**“, „**Die Hand der Fetzerte**“ und „**Das Stuttgarter Hühnelmännlein**“ mit der eingewobenen „**Historie von der schönen Lau**“. **Robert Goepfing** hat siebenundachtzig fein empfundene Zeichnungen beigeleuchtet, die

liebevoll sich der traulichen Erzählungsart des schwäbischen Meisters anschmiegen und besonders in der Novelle „**Mozart auf der Reise nach Prag**“ in intimer Stimmung kongenial mitempfinden.

„**Das Pathologische bei Otto Ludwig**“ sucht **Ernst Jentsch** in einer medizinischen, doch allgemein = verständlich geschriebenen Studie festzustellen („**Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens**“, herausgegeben von Dr. L. Loewenfeld in München. Heft 90. Wiesbaden 1913, J. F. Bergmann. VI, 72 S. gr. 8^o). Er verfällt nicht, wie manche Verfasser ähnlicher Arbeiten, in den Fehler, alles Dichterische pathologisch zu nehmen; vielmehr geht er feinführend auf die Art des ohne Zweifel neuropathisch veranlagten Dichters ein, und besonders die Analyse des Romans „**Zwischen Himmel und Erde**“ ist vorzüglich gelungen. Doch krankt die ganze Untersuchung, wie der Verfasser selbst zugeben muß, an einem methodischen Fehler; eine genaue Begriffsbestimmung: Was ist pathologisch? Wo hört der normale Mensch auf, und wo fängt das abnorme Denken und Fühlen an? kann Jentsch auch nicht geben und sucht darüber mit meines Erachtens zu großer Leichtigkeit hinwegzugehen. Denn so fehlen vollkommen die Grundlagen für seine Darlegung des „**Pathologischen**“ in Ludwigs Werken, und eine Diskussion über strittige Punkte ist unmöglich, da ein einheitlicher Boden nicht da ist, von dem man ausgehen könnte.

Wohl die wertvollste Bereicherung der literaturwissenschaftlichen Literatur dieses Berichtes ist die Publikation von **Friedrich Hirth**, „**Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz**“ (Ungedruckte Briefe von und an den Dichter nebst Beiträgen zur Textkritik einzelner Werke. München und Leipzig 1913, Georg Müller. 180 S. 8^o). Über das Verhältnis dieser Schrift zu dem Aufsatz von A. M. Wagner, „**Friedrich Hebbel und sein Verleger**“, in der Germanisch-Romanischen Monatschrift 1913, Heft 4 (S. 177—193), der dasselbe Material verwendet, aber nichts über dessen Herkunft mitteilt, bin ich mir nicht klar. Dem Herausgeber ist es geglückt, in einer wertvollen privaten Autographen-Sammlung wichtige Briefe Hebbels an seinen Verleger

Campe sowie von diesem an den Dichter aufzufinden, die neues Licht über das Verhältnis der beiden verbreiten. Campe war ein Verleger wenig idealistischer Richtung, der sich fast nur von kaufmännischen Rücksichten leiten ließ; er hat es Hebbel, was seinen Teil betraf, redlich erschwert, sich durchzusetzen, und nur dem zähen und unerbittlichen Drängen des Dithmarsen gelang es, Campe hier und da zu geringen Zugeständnissen zu bewegen. Hebbels hochsinnige Natur zeigt sich uns wieder im schönsten Lichte, wenn er trotz den Lockendsten Anerbietungen Wiener und anderer Verleger seinem alten Geschäftsfreunde treu bleibt und ihm seine neuen Werke überläßt, obgleich ihm finanzieller Schaden daraus erwächst. Um so ungünstiger erscheint Campe, der bei jeder neuen Dichtung feilscht wie ein Hörterweib auf dem Markte und durch seine endlosen zaghaften Einwendungen und Widersprüche es erreicht, daß Hebbel die heißersehnte Gesamtausgabe nicht mehr erleben durfte. Diese interessante und anziehende Korrespondenz hat Hirth durch erläuternden Text zu einer fortlaufenden Erzählung verbunden, deren Lektüre auch den fesseln wird, der der Hebbel-Literatur im allgemeinen fernsteht. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern verweise den Leser auf die ganze Schrift, will aber nur noch hervorheben, daß ein wichtiger Brief Hebbels an Campe vom 24. Juni 1846 sich über sein Verhältnis zu Elise Lenzing ausspricht und in wundervollster Anschaulichkeit und überzeugender Sachlichkeit die Motive darlegt, die ihn naturnotwendig zu dem Bruch mit der Geliebten gedrängt haben (S. 45 ff.). Im zweiten Teil der Schrift gibt Hirth wertvolle textkritische Bemerkungen aus handschriftlichen und gedruckten, schwer zugänglichen Vorlagen, wobei nur die Wiedergabe auch der veränderten Orthographie übertrieben peinlich erscheint. Die Anhänge bringen Gespräche Friedrich Hebbels, kleine Mitteilungen persönlicher und anekdotischer Art über den Dichter, Kritiken von Zeitgenossen und den Abdruck eines Aufsatzes aus dem Wiener Blatt „Der Madikale“, betitelt: „Frohleichnam“ und unterzeichnet: „S. . . .“ den Hirth mit erwägenswerten Gründen für Hebbel in Anspruch nehmen möchte. Alles in allem bedeutet das Buch

Hirths einen wichtigen Beitrag zu unserer Kenntnis von dem Menschen und Dichter Hebbel.
Dr. Wolfgang Stammer

Ein bedeutsames Unternehmen ist kürzlich an die Öffentlichkeit getreten — eine Zeitschrift, die der Erforschung der Frau gewidmet ist. Wenn an dieser Stelle besonders auf sie hingewiesen wird, so geschieht es, weil das „*Archiv für Frauenkunde und Eugenik*“ — es erscheint zwanglos in Hefen von etwa sechs bis zehn Bogen Umfang zum Preise von 16 Mark für den Band im Verlage von Curt Kabitzsch in Würzburg — in seinem vorliegenden ersten Hefte ein so wohlbedachtes und umfassendes Programm entwickelt, daß jedem, der am Ringen unserer Zeit Anteil nimmt, die Pflicht erwächst, sich zu überzeugen, ob hier Wollen und Können im Einklang bleiben werden. Ist dies der Fall, so stehen wir an der Sammelstelle eines Materials von hoher volkswirtschaftlicher und politischer, aber auch allgemein menschlicher Bedeutung. Der Herausgeber, Dr. Max Hirsch, bezeichnet in seinem einleitenden Aufsatz die wirtschaftliche und geistige Emanzipation der Frau, gleichviel ob man sie willkommen heißt oder bedauert, mit Recht als den bedeutungsvollsten Faktor der neuzeitlichen Konstellation im Leben der Völker, deshalb ist eine tendenzlose, rein wissenschaftliche Erforschung der Frau seitens der Biologie, Medizin, Psychologie, Psychiatrie, Kriminalistik, Ethnologie, Kulturgeschichte, Pädagogik usw. ein dringendes Erfordernis unserer Tage. Dem Bedürfnis nach Synthese aller einzelwissenschaftlichen Ergebnisse will die Zeitschrift genügen. Es ist kein Zufall, daß in der Person des Dr. Max Hirsch ein Frauenarzt die Führung übernimmt, ist dieser doch in erster Reihe berufen, den Schädigungen nachzugehen, denen der Organismus der Frau unter den veränderten Lebensbedingungen ausgesetzt ist, und daneben die Wirkung der Erwerbsarbeit auf die neue Generation zu erforschen. Daß aber mit Feststellungen dieser Art nur die allgemeinen Voraussetzungen geschaffen sind für eine Beantwortung der mannigfachen Fragen, die das Leben im Zwange sozialer Bedingungen aufgibt, liegt auf der Hand. Der Vielseitigkeit

seiner Aufgaben sucht schon das erste Heft des Archivs im engen Rahmen gerecht zu werden. Neben einigen Originalartikeln mit zum Teil wichtigem Material bringt es Mitteilungen über neue in anderen Organen veröffentlichte

Forschungsergebnisse und Referate über Neuerscheinungen der wissenschaftlichen Literatur, die eine gute Orientierung über das weitverzweigte Forschungsgebiet ermöglichen.
M. K.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber George Glesnow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8630, des Verlags: Amt Bülow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1914
erneuern zu wollen. — Bestellungen
nimmt jede Buchhandlung und jede
Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Eine 20-Pf.-Zigarre für die Hälfte des regulären Preises.

Es ist dies eine Zigarre, die in Ladengeschäften nicht unter 20 Pfg. per Stück verkauft werden dürfte. Unter Berücksichtigung meiner niedrigsten Selbstkosten und des bescheidensten Verdienstes offeriere ich Ihnen

„Ramiro“

Deli Sumatra mit Havanna
und St. Felix in Kisten
à 50 Stück zu

M. 5,40.



Natürliche Größe.

Blütenweisser Brand, angenehmes zartsäuerliches Aroma, pikante doch nicht strenge Qualität, der grossen vollen Form entsprechend. — Es ist nur ein beschränkter Vorrat dieser Zigarre vorhanden und empfehle ich Ihnen bei dem lebhaften Interesse, welches dieser neuen konkurrenzlosen Sorte entgegengebracht wird, Ihre geschätzte Bestellung gütigst rechtzeitig zu erteilen. — 250 Stück liefere portofrei, Ziel 3 Monate oder gegen bar 3% Skonto. Versand nach allen Weltteilen. Mit vorzüglicher Hochachtung

Hermann Klatte, Bremen 5.